

Inhalt

EINLEITUNG

Die Schlüssel des Hauses in Deutsch Krone

9

KAPITEL 1

Das Jahrhundert der Entwurzelten und Heimatlosen

Das 20. Jahrhundert im Vergleich

25

KAPITEL 2

Platz schaffen!

*Die Balkankriege und der Erste Weltkrieg als Katalysatoren
der europäischen Zwangsmigrationen*

35

KAPITEL 3

Menschen ohne Pässe

Die unruhige Zwischenkriegszeit

71

KAPITEL 4

»So wird wohl das Ende der Welt aussehen.«

*Flüchtlinge in der Epoche des Völkermords
und in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg*

113

KAPITEL 5

Dies ist nicht mehr dein Land!

Jugoslawisches Postskriptum

321

SCHLUSS

Wir haben das Haus mit dem Schlüssel verschlossen

337

Dank

343

ANHANG

Anmerkungen 347

Bibliographie 383

Personenregister 418

Register der Ortsnamen
und geographischen Bezeichnungen 423

Konkordanz der Ortsnamen
und geographischen Bezeichnungen 430

Bildnachweis 432

Mars

Zimmer

darin sitzt
eine familie
fünf oder sechs personen

jemand liest ein buch
jemand betrachtet fotos
jemand erinnert sich an den krieg
jemand schläft jemand geht aus
jemand stirbt in der stille
jemand trinkt wasser
jemand bricht das brot
Janek schreibt den buchstaben A
zeichnet einen ritter mit blauem sporn
jemand startet zum mond
jemand brachte eine rose einen vogel einen fisch
schnee fällt
glocken schlagen

Mars tritt ein
das schwert
erfüllt das zimmer
mit feuer

TADEUSZ RÓŻEWICZ

EINLEITUNG

Die Schlüssel des Hauses in Deutsch Krone

BEI STRÖMENDEM REGEN, der mit dem ersten Herbststurm von der Nordsee heraufgezogen war, fuhr ich von Stettin nach Osnabrück und dachte dabei über das Buch nach, das ich auf Einladung von Klaus J. Bade am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien schreiben sollte. Immer noch fehlte mir der erste Satz, über dem ich oft lange Wochen brüte, weil er einfach so wichtig ist. Nachdem ich auf die A 30 abgebogen war, die direkt nach Osnabrück und weiter nach Amsterdam führt, wurde der Regen so stark, dass ich fast nichts mehr sah. Ich hielt an. Während die Scheibenwischer im Takt hin und her schwenkten und der Wassermassen doch nicht Herr wurden, hatte ich Zeit zum Nachdenken und kam schließlich auf das Motiv des Schlüssels, das mein Buch öffnen und beschließen sollte.

Schlüssel sind ein fester Bestandteil von Flüchtlingserinnerungen. Während für mich von Anfang an klar war, welche Schlüssel das Buch beschließen würden, konnte ich mich nicht entscheiden, mit welchen ich es eröffnen wollte. Auch das sollte sich bald klären, denn Peter Fischer, der Besitzer des fibre-Verlags, empfing mich in seinem Osnabrücker Haus mit einem leckeren, selbst zubereiteten Zwiebelkuchen und – einem Schlüsselbund. Auf ein daran befestigtes Kärtchen hatte sein Vater Bruno auf der einen Seite »Haustür-Schlüssel Deutsch Krone« geschrieben und auf der anderen »Walter-Kleemann-Str. 4«. Nach vielen Jahren hatte er hinzugefügt »ul. Podgórna 4«. Die Schlüssel hatte er mit wichtigen Dokumenten in einem Koffer aufbewahrt, in dem Peter Fischers Großeltern kurz nach dem Krieg selbst angebauten Tabak – was illegal war – aus dem altmärkischen Dorf Packebusch bei Salzwedel nach Berlin geschmuggelt hatten, wo Verwandte ihn auf dem Schwarzmarkt verkauften. In Packebusch lebten die Fischers, seit dort

ihr Versuch, nach Pommern zurückzukehren, an den Russen gescheitert war.

Die Familie Fischer – der sechzigjährige Maurer Leo, seine einige Jahre jüngere Frau Maria und ihr kranker Sohn Georg – hatte ihr Haus in Deutsch Krone, einer zwischen den Kriegen nahe der Grenze zu Polen gelegenen Stadt, am 2. Februar 1945 verlassen müssen. Eigentlich wollten sie bleiben, da sie niemandem etwas angetan hatten und von Anfang an Gegner Hitlers gewesen waren, doch als ihre Straße in den Frontbereich geriet, hatten die deutschen Soldaten die sofortige Evakuierung angeordnet. Während der Flucht bei »fünfzehn Grad minus und einer Schneedecke von dreißig Zentimetern« erfuhren sie keine Gewalt von Fremden, nur Erniedrigungen von den eigenen Landsleuten. Maria Fischer erinnerte sich, wie sie in Verden an der Aller mit den Worten »wir haben keinen Platz« abgewiesen wurden, obwohl das ihnen zugewiesene Haus leer war. Zwar konnten sie dort auf ausdrückliche Anweisung eines städtischen Beamten schließlich doch unterkommen, aber aus dem für sie bestimmten Zimmer wurden alle Möbel entfernt, sogar die Stühle.¹

Schon im ersten Brief an seinen Sohn Bruno in französischer Gefangenschaft kam Leo Fischer auf die geretteten Schlüssel und Dokumente zu sprechen: »Der Pole«, schrieb er im Duktus der Zeit, »hat [die Gebiete] bis zur Oder und Görlitzer Neiße besetzt.« Nach allem, was man von dort höre, sei es richtig gewesen, das Haus aufzugeben. Sie würden sicherlich etwas Neues finden, wenn Bruno erst einmal aus der Gefangenschaft zurückgekehrt sei. Und ganz am Schluss dieses Briefes vom 21. April 1946 schrieb er: »Wir hoffen auch immer noch auf eine Rückkehr zur Heimat.«² Ein knappes Jahr später starb Leo, und Maria zog mit ihrem Sohn Georg nach Osnabrück, wo sie flüchtige Bekannte hatten. Das Grab ihres Mannes in Salzwedel lag bald hinter dem Eisernen Vorhang, und schließlich war es verschwunden, was in dieser Generation ohne »eigene« Gräber nichts Außergewöhnliches war, weder auf der polnischen noch auf der deutschen Seite.³

DIE HOFFNUNG DER DEUTSCHEN FISCHERS auf Rückkehr in die Heimat teilten auch die polnischen Salesianerinnen im oberschlesischen Siemianowitz-Laurahütte, die noch 1958, nach dem Eintreffen der letz-



*Leo und Maria Fischer kurz vor Ausbruch des
Zweiten Weltkrieges*



Die Schlüssel aus Deutsch Krone

ten Schwestern aus Wilna, für die Rückkehr dorthin beteten. »Es herrscht Freude über die Vereinigung, doch nicht weniger harren wir des Augenblicks, in dem der Herr in seiner Barmherzigkeit unserer Gemeinschaft unser teures Kloster und die Kirche in Wilna auf dem Erlöserhügel zurückgibt [...]. Wir vertrauen darauf, dass dieser Augenblick kommen wird [und] beten um diese Gnade«, schrieb Schwester Maria Gertruda Janke, für mich ganz einfach Tante Tosia. In Siemianowitz hatten sich die Schwestern nach dem Krieg niedergelassen. Die Oberin Maria Weronika Bogdan wollte offensichtlich keinesfalls einen neuen Sitz für das Kloster in den polnischen »Wiedergewonnenen Gebieten« suchen, da sie mit deren Verlust rechnete oder befürchtete, dass die Schwestern dann ihre Eigentumsrechte in Litauen einbüßen könnten.⁴

Auch mit den Schwestern aus Wilna beziehungsweise Siemianowitz hatte das Schicksal ein Nachsehen. Alle überlebten den Krieg, doch sie mussten viele Jahre lang herumirren. Bereits im September 1939 bombardierten deutsche Flugzeuge Wilna, woraufhin die Rote Armee dort einrückte, die Stadt aber bald an die Litauer übergab. Doch schon Mitte Juni des folgenden Jahres kehrten die Sowjets zurück und besetzten ganz Litauen. Nun begannen die Massendeportationen in den Osten. Das betraf vor allem Polen, ganz besonders die polnischen Juden, immer häufiger aber auch Litauer. Der in den Amtsstuben des Volkskommissariats (NKWD) ausgearbeitete Zeitplan sah die Verbannung, in einigen Fällen auch die sofortige Erschießung jedes siebten Einwohners von Litauen vor, das Wilnaer Land eingeschlossen, das vor dem Krieg zu Polen gehört hatte. Die Wilnaer Salesianerinnen mussten nach und nach ihr Kloster aufgeben und rechneten fest mit ihrer Verbannung, da eine Ordensgemeinschaft nach der anderen dieses Schicksal ereilte.

Der Überfall Hitlers auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 führte dann allerdings dazu, dass der Plan der sowjetischen Deportationen »nur« zu einem Viertel umgesetzt wurde.⁵ Es ist daher kaum verwunderlich, dass fast alle Einwohner der neuen Litauischen Sowjetrepublik, mit Ausnahme der Juden, für die nun alles noch viel schlimmer wurde, den Ausbruch des Deutsch-Sowjetischen Krieges begrüßten. Auch die Salesianerinnen in Rossa atmeten auf, deren Deportation – wie sie bald erfuhren – für den 27. Juni vorgesehen war.



*Maria Gertruda Janke (Tante Tosia), kurz nachdem sie
die Klosterchronik vollendet hat*

Doch die Freude währte nicht lange. Bald machten die deutschen Einheiten Jagd auf die Wilnaer Juden, »wozu [auch] litauische Soldaten verwendet wurden. Einige derjenigen, die die Juden im nahegelegenen Ponary (das auf Deutsch auch Ponar und auf Litauisch Paneriai heißt) erschossen, wohnten in der [Kloster-]Bibliothek. Nach diesen Massakern kehrten sie immer betrunken heim, und die armen Schwestern hörten ihr schreckliches Geschrei«, schrieb Tante Tosia in der Klosterchronik. Vom einstigen jüdischen Jerusalem in Europa war bald kaum noch etwas übrig. Heute erinnert nur noch die Synagoge an der Pylimo-Straße (früher ulica Zawalna) an das einst blühende jüdische Leben in der Stadt.

Dann kamen die Deutschen und setzten das von den Sowjets begonnene Werk der Auslöschung der polnischen Intelligenz fort. Die polnischen Geistlichen wurden im Gefängnis Łukiszki (litauisch Lukiškės) zusammengetrieben und von dort nach Deutschland oder in besondere Internierungslager im besetzten Litauen gebracht; viele wurden erschossen.

Es herrschte noch tiefer Winter mit »Frost und Schnee«, als am frühen Morgen des 26. März 1942, eine Woche vor dem Osterfest, rund zwanzig deutsche und litauische Soldaten vor dem Tor der Salesiane-

rinnen auftauchten und den Schlüssel zur Klausur verlangten. Die Oberin lehnte zunächst ab, doch als sie erkannte, dass es ihr diesmal nicht gelingen würde, die Gemeinschaft zu retten, »gab sie ihnen die Schlüssel [durch eine Öffnung in der Tür], damit sie selbst öffnen mussten«. Die Schwestern wurden auf einen Lastwagen geladen und nach Łukiszki gebracht. »Damit begann unser Herumirren«, erzählt Tante Tosia und hebt ausdrücklich hervor, dass die Schwestern bei den Litauern nicht selten auf Wohlwollen trafen – und manchmal auch bei den Deutschen. Ein junger deutscher Soldat, den es beschämte, dass er die Schwestern aus dem Kloster vertreiben musste, half ihnen auf den Lastwagen und wagte sogar eine gefährliche Äußerung: »Oh, wenn ich tun könnte, was ich nicht tun kann!« Tante Tosia war überzeugt, dass er ein guter Katholik war und sich nur unter Zwang den strengen Anweisungen der Machthaber gefügt hatte.⁶ Sie gehörte noch einer Welt an, die nicht nur nach Nationalitäten, sondern mindestens ebenso stark nach Konfessionen aufgeteilt war, und selbst wenn sie den Katholizismus wohl nicht mehr als unumgängliche Voraussetzung für die Erlösung ansah, so erleichterte er für sie doch vieles. In der Tradition des Widerstands gegen Bismarcks Kulturkampf, die ihr das Posener Elternhaus mitgegeben hatte und in der sich eine Zeitlang polnische und deutsche Katholiken im Reich vereint hatten, war ein katholischer Priester für sie vor allem ein Geistlicher, selbst wenn er die Uniform eines deutschen Offiziers trug.⁷ Ein Protestant oder ein Orthodoxer und erst recht ein Jude bedurfte – ihrer Meinung nach – unabhängig von seiner Nationalität vor allem des Gebets, um seine Bekehrung zu ermöglichen. Von Ungläubigen hatte Tante Tosia noch nie gehört, allenfalls von Bolschewisten. Immerhin, sagte sie verständnisvoll, aber auch mit nachsichtigem Lächeln angesichts meiner zahlreichen Zweifel, besucht sogar die Mutter Edward Giereks – damals Erster Sekretär der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei – regelmäßig unser ober-schlesisches Haus und hilft dabei, Probleme in Zusammenhang mit der Renovierung zu lösen.

Hätte also der junge, gerade dreiundzwanzig Jahre alte Bruno Fischer, der sich in französischer Gefangenschaft bittere Bemerkungen über die deutsche Barbarei anhören musste, den Salesianerinnen vom Unrecht erzählt, das seiner »gut katholischen Familie« widerfahren war, und hätte er Bilder des Hauses in Deutsch Krone gezeigt, wo an der

Wand ein Kreuz und Heiligenbilder hingen und auf dem Bücherbord religiöse Schriften überwogen, so wäre Tante Tosia sicherlich einer Meinung mit ihm gewesen, dass von kollektiver Verantwortung keine Rede sein könne, auch nicht im Hinblick auf die in ganz Europa verhassten Deutschen.⁸

NICHT ALLE FLÜCHTLINGE hatten Glück im Unglück. Bei vielen legte sich das Drama von Flucht oder Vertreibung wie ein Schatten über ihr weiteres Leben. Im Fall der Deutschen aus dem Reich und aus Ostmitteleuropa war der Aufbruch in den Westen grundsätzlich eine schlimme Erfahrung, bisweilen war ihre Lage dramatisch, doch das alles währte nur relativ kurze Zeit und begann frühestens im Herbst 1944. Lediglich bei den »Volksdeutschen« aus Ost-, Nordost- und Südosteuropa setzten die mehr oder weniger erzwungenen Migrationen bereits Ende 1939, Anfang 1940 ein und endeten erst nach dem Krieg. Zumindest die ersten »Heim ins Reich«-Umsiedlungen vollzogen sich zwar auch unter großem Druck, waren aber logistisch relativ gut vorbereitet.⁹ Die Umsiedler bezogen an ihrem Bestimmungsort Häuser, aus denen die Besitzer nur einen Augenblick zuvor hinausgeworfen worden waren. Oft brannte das Ofenfeuer noch, das Vieh war gefüttert und die Schränke waren voll. Andrea Boockmann, geb. Johansen, deren Familie im Winter 1939/40 aus Riga nach Posen kam, erinnert sich, dass sie in einer Suppenterrine auf dem Tisch noch warme Suppe vorfanden. Dagegen brauchten die Deutschen in Litauen, Lettland und Estland, die die Übersiedlung ablehnten, Mut, denn sie riskierten ihr Leben, zumindest aber drohte ihnen eine langjährige Wanderschaft durch die Lager des Archipel Gulag, da sich der NKWD nach der Eroberung des Baltikums ihrer zuerst annahm.¹⁰

Im Fall der Polen, erst recht der wenigen polnischen Juden, die dem Tod entrinnen konnten, dauerte das Herumirren meist viele Jahre, egal ob sie in den 1939 von Deutschland oder in den von der Sowjetunion besetzten Gebiet lebten. In Pommerellen und Großpolen, die direkt ans Reich angegliedert worden waren, mussten die polnischen Bewohner ihre Wohnungen vielfach schon in den ersten Kriegstagen verlassen. So auch die Familie von Helena Szwichtenberg. Der Vater hatte den Hofen Gdingen mit aufgebaut, der, wie der Krakauer Historiker Waclaw

Sobieski damals schrieb, »unser modernes Tannenberg« war, ein »Sieg so groß wie im Mittelalter, als das polnisch-litauische Heer den Deutschen Orden geschlagen hatte, nur dass diesmal kein Blut floss«. Der neue polnische Hafen war »mit wahrhaft amerikanischem Schwung« unweit der von Arbeitslosigkeit geplagten und von einem nationalen Gefühl der Bedrohung erfassten Freien Stadt Danzig entstanden.¹¹ Innerhalb von fünfzehn Jahren war aus einem Fischerdorf eine hunderttausend Einwohner zählende Stadt geworden, »eine der Hoffnungen Polens«, was selbst auf den weltläufigen amerikanischen Korrespondenten William R. Shirer Eindruck machte.¹² In Gdingen, das die Fantasie der Polen zwischen den Kriegen so sehr beflügelte, dass sie in der Literatur sogar den Gestank verschwitzter Arbeiterkleidung besangen,¹³ bewohnten die Szwichtenbergs bis zum 25. Oktober 1939 eine Wohnung in ihrem stattlichen Haus an der ulica Drzymały 12, während die übrigen vermietet waren. Am frühen Morgen dieses Oktobertages, als alle noch schliefen, verschaffte sich eine ihrer Mieterinnen in Begleitung einiger Polizisten Zugang zur Wohnung der polnischen Eigentümer. Es handelte sich um eine Deutsche Namens Emma, die bereits beim Einmarsch der Deutschen in Gdingen Anfang September die bereitliegende Hakenkreuzfahne aus dem Fenster gehängt hatte. Die Polizisten brüllten mehrmals: »Raus!«, und nach wenigen Augenblicken fand sich die hastig angekleidete Familie Szwichtenberg in einer zum Bahnhof getriebenen Kolonne wieder. Gepäck hatten sie nicht mitnehmen dürfen, alles sollte für die neuen Besitzer – meist Baltendeutsche – bereit sein, selbst »der Schlüssel sollte in den Türen stecken bleiben«.¹⁴

Dann folgte das, was Flüchtlinge in ihren Erinnerungen beschreiben, vor allem Flüchtlinge in Kriegszeiten und besonders die des europäischen totalen Krieges im 20. Jahrhundert: Angst, seelenlose Gewalt, das Gefühl von Verlorensein und Vereinsamung, Revisionen und Razzien, Durst und Hunger, Kälte oder Hitze je nach Jahreszeit und Klimazone, Viehwaggons und Frachtschiffe, schließlich der Tod, der immer größere Ernte hält, zunächst unter den Schwächsten – Kindern und Greisen. All diesen Erinnerungen ist eines gemeinsam: das Gefühl, so viel Leid ertragen zu müssen wie der biblische Hiob.¹⁵ Ein Soldat fällt unter Waffengeklirr, auf dem »Feld der Ehre«, und in



Polen werden im Herbst 1939 aus ihren Häusern geworfen.

der Regel wird zumindest ein Kreuz oder ein anderes Symbol an ihn erinnern. Vertriebene dagegen sterben still in Straßengräben, überfüllten Waggons, Eisenbahnunterführungen, Übergangs- und Internierungslagern – sie sterben unterwegs. Außer den engsten Verwandten erinnert sich später niemand mehr an sie. Sie sind es nicht, die Geschichte machten, sie werden vielmehr von ihr überrollt. Das sagt – Kinder einmal ausgenommen – nichts darüber, ob sie unschuldig oder schuldig waren, vor allem wenn man Schuld so versteht, dass sie nicht alleine durch die Paragrafen des Strafgesetzbuches beschrieben wird.

WILLKOMMEN IM EUROPA des 20. Jahrhunderts, könnte man kurz und knapp sagen. Unser Kontinent ist also mitnichten ein weißer Fleck auf der Flüchtlingskarte jener Zeit, und er ging ganz gewiss voran auf dem Weg in die Moderne, was in der ersten Jahrhunderthälfte vor allem Homogenisierung der Gesellschaft bedeutete. Dem zunehmend allmächtigen und allwissenden Staat gelang es immer besser, Ziele vor-

zugeben und soziale Verhaltensweisen zu kontrollieren, was zugleich Vorschrift und Bedrohung bedeutete. Die Homogenisierung, die man beinahe als notwendige Voraussetzung zur Entwicklung des modernen Staates ansah, traf nämlich vor allem Minderheiten, insbesondere nationale und religiöse, doch nicht nur diese – es genügt, an das Schicksal von Adel, Intelligenz und Bauern in der Sowjetunion der 1930er Jahre oder der Homosexuellen in Nazi-Deutschland zu erinnern. Besonders aufschlussreich scheint die Beobachtung der Veränderungen zu sein, die mit dem Modernisierungsdruck in den europäischen Peripherien einhergingen, die – wie schon im Mittelalter – einen Rückstand aufholen mussten, diesmal bei der Entwicklung nationaler und staatlicher Strukturen. So wie beim Landesausbau vom 12. bis 14. Jahrhundert die Britischen Inseln, Spanien sowie die Länder Ostmitteleuropas – Polen, Tschechien und Ungarn – das Laboratorium des Forschers sind, so ist es zu Beginn 20. Jahrhunderts vor allem die Türkei, die damals beschloss, den europäischen Weg zu beschreiten. Die ganze Energie der Jungtürken, die von der Modernität der europäischen Avantgardisten (denen die polnischen Nationaldemokraten ähnelten) fasziniert waren, konzentrierte sich daher bald auf die Idee, einen national und religiös einheitlichen Staat zu schaffen. Aufgrund der politischen Lage auf dem Balkan und in Anatolien führte das schließlich zu zahlreichen Deportationen, Umsiedlungen, ja sogar zu ethnischen Säuberungen bis hin zum Völkermord.

Die lange europäische Kolonialpraxis, bei der an der Wende zum 20. Jahrhundert Aussiedlungen, Konzentrationslager und – nicht immer beabsichtigte – Massenmorde an Einheimischen alltäglich waren, die blutigen Erfahrungen des Ersten Weltkriegs sowie der Revolution in Russland stumpften die Moral der Europäer allmählich ab. Der Gedanke, dass man die Menschen und Gesellschaften Europas wie Plastilin kneten müsse, bis das gewünschte Ergebnis erreicht ist, hielt Einzug in die Köpfe europäischer Politiker und Gesellschaftsexperten. Spätestens seit den 1920er Jahren betrachtete die internationale Gemeinschaft Zwangsumsiedlungen als eine Art »Kaiserschnitt« – als schmerzhaft, aber erfolgreiche Problemlösung.¹⁶ So gestand beispielsweise der bekannte polnische konservative Publizist Stanisław Cat-Mackiewicz 1937 zu, dass der Aufruf, die Juden aus Polen abzu-

schieben, grausam sei, doch diese Grausamkeit sei notwendig. Und Hermann Aubin, einer der führenden deutschen Historiker und im Grunde ein Gegner von Zwangsumsiedlungen, befürwortete damals die Entmischung des deutsch-polnischen Grenzlandes, weil dies eine historische Notwendigkeit und ein Schritt auf dem Wege zur Entlastung dieses Nachbarschaftsverhältnisses sei.¹⁷ In der extremsten Form erfolgte die Homogenisierung durch industrielle Ausrottung derjenigen, die man für »unnütz« hielt – vor allem Juden und Zigeuner.

Die Europäer von heute können die erschütternden Szenen in den fernen Flüchtlingsströmen, die einen festen Bestandteil der täglichen Nachrichtensendungen bilden, oft nicht fassen. Die Flüchtlinge werden aus der Luft bombardiert und auf dem Boden von Armeen und Banden überfallen, die sich meist nur durch ihre Größe unterscheiden. Schon ein englischer Herrscher des Frühmittelalters hat dazu festgestellt, dass es sich bei Gruppen bis zu sieben Mitgliedern um Räuber, bis zu fünfunddreißig um Banden handle, alles darüber seien Armeen.¹⁸ Eine Armee von einer »legalen bewaffneten Bande« zu unterscheiden, kann auch heute noch ziemlich schwierig sein, man denke nur an den Einsatz der russischen Armee in Tschetschenien.¹⁹ Die sich für so zivilisiert haltenden Europäer, die mehr oder weniger fassunglos auf diese Grausamkeiten schauen, übersehen allzu gern die Tatsache – das gilt vor allem für die eurozentrischen Historiker –, dass das von Modernisierung und Homogenisierung erschütterte Europa, wie die Ereignisse im Umfeld des Ersten und noch viel mehr des Zweiten Weltkriegs gezeigt haben, sich selbst der größte Feind war.²⁰ Europa hätte damals für lange Zeit in Barbarei versinken können, wenn man ihm nicht von außen zu Hilfe gekommen wäre.

Die Europäer vergessen allzu leicht, dass die Erfahrung erzwungener Flucht in großem Umfang etwas ursprünglich Europäisches ist – und ebenso sind es die Kamine von Auschwitz und die Gulags im sibirischen Schnee. Allzu leicht vergessen sie, dass erst vor wenigen Jahrzehnten Armeen und Banden durch Europa zogen und nichts als Ruinen, rauchende Trümmer und ein Heer vergewaltigter und gequälter Frauen zurückließen. Sie vergessen auch, dass »noch 1959 Tausende Menschen in Europa in Lagern vor sich hin vegetierten«.²¹ Sie vergessen, dass alleine zwischen dem Ausbruch des Ersten und dem Ende des

Zweiten Weltkriegs und der Lösung der mit diesen Kriegen verbundenen Flüchtlingsprobleme, also im Zeitraum zwischen 1914 und ungefähr 1960, rund fünfundsiebzig Millionen Europäer Opfer von Deportationen, Evakuierungen, Flucht oder Vertreibung waren. Diese Opfer waren unsere Eltern, unsere Großeltern und unsere Urgroßeltern. Dieses Schicksal erlitten weit mehr als zehn Prozent der damaligen Bevölkerung unseres Kontinents, in dessen mittlerem und östlichem Teil es kaum eine Familie gibt, die nicht von Zwangsumsiedlungen betroffen war. In diesen Schätzungen noch nicht enthalten sind die vielen Millionen junger Männer, die sich jahrelang und selten freiwillig fern ihrer Familien an den Fronten aufhielten und später oft nicht wussten, wie sie ihrer furchtbaren Erinnerungen Herr werden sollten. Oft wurden sie – etwa die Elsässer und Lothringer, Kaschuben, Oberschlesier oder Ermländer – von einer Armee in die andere gesteckt, sodass man schwerlich von einer Wahl der Uniform sprechen kann. Noch im Zweiten Weltkrieg dienten in der polnischen Armee viele Deutsche, die polnische Staatsbürger waren, während auf der anderen Seite viele Polen, bisweilen sogar »fanatische Polen«, in die Wehrmacht gezwungen wurden.²²

ES GIBT VIELE VERSCHIEDENE FORMEN der Migration, die – unabhängig davon, ob man es mit Binnenwanderungen oder mit solchen in andere Länder zu tun hat – vor allem danach unterschieden werden, ob sie freiwillig oder erzwungenermaßen erfolgen. Die freiwillige Migration ist das Ergebnis einer bewussten individuellen Entscheidung, die prinzipiell ohne Druck von außen und mit dem Ziel, die eigene Lebenssituation zu verbessern, erfolgt. Zwangsmigrationen werden grundsätzlich unterschieden in solche, die durch direkten Druck hervorgerufen werden (engl. *forced migrations*), und solche, die erzwungen (engl. *impelled migrations*) werden, also aus einem situativen Zwang hervorgehen. Das kann eine anhaltende Dürre sein, die Zunahme religiöser beziehungsweise politischer Intoleranz oder der Mangel an Erwerbsaussichten – also wirtschaftliche, weltanschauliche oder sogar rassische Gründe. Zwangsmigrationen können vom Menschen herbeigeführt oder durch Naturkatastrophen wie Erdbeben oder Missernten ausgelöst werden. Während wirtschaftliche und politische Ursachen eher dauer-

hafte Migrationen zur Folge haben, lösen Naturkatastrophen, vor allem wenn sie plötzlich hereinbrechen, in der Regel vorübergehende Migrationen aus. Nach einer Überschwemmung etwa kehren die Menschen, sobald das Wasser abgelaufen ist, in ihre Häuser zurück und setzen sie wieder in stand. Auch die durch Kriege, insbesondere seit dem Ersten Weltkrieg verursachten gewaltigen Flüchtlingsströme sind meistens nur eine vorübergehende Erscheinung, selbst wenn sich dieser Zeitraum auf mehrere Jahre erstreckt, im Fall von Bürgerkriegen auch länger. Dabei fliehen die einen vor der Front, andere müssen sich den von den kriegführenden Parteien angeordneten Evakuationen beugen, wieder andere werden interniert, ausgesiedelt, deportiert.

Ich habe in diesem Buch den Begriff »Verjagte« im weitesten Sinne zugrunde gelegt, allerdings beschränkt auf von Menschen verursachte Zwangsmigrationen. Er umfasst also alle Entwurzelten, egal ob sie im eigenen Land auf der Flucht waren oder in die Fremde flohen, ob sie aus wirtschaftlichen, religiösen oder politischen Gründen vor der näher rückenden Front flüchteten oder evakuiert beziehungsweise vertrieben wurden. Es spielt auch keine Rolle, ob Kriegshandlungen oder Umsiedlungsaktionen der Grund für die Flucht waren, und es spielt ebenfalls keine Rolle, ob diese Aktionen unorganisiert (»wild«) oder organisiert vonstattengingen, ob aufgrund einer unilateralen Entscheidung oder international sanktioniert, und es ist auch nicht von Bedeutung, ob der Verjagte »selbst« entschieden hat, seine Heimat zu verlassen. Wirtschaftsflüchtlinge, die sich aus eigener Initiative auf den Weg machen, finden hier deshalb kaum Beachtung, was aber nicht bedeutet, dass ihr Schicksal leichter ist oder sie die Entscheidung zum Verlassen ihrer Heimat wirklich freiwillig getroffen haben.

Flüchtlingsströme gehören seit Anbeginn der Geschichte zur Menschheit, doch sie verändern sich ständig. Deshalb muss der Historiker eine möglichst umfassende Definition wählen. In der neueren Fachliteratur wird allerdings davor gewarnt, dass die definitorische Genauigkeit darunter leiden könnte, was insbesondere in stärker anwendungsbezogenen Wissenschaften wie Jura, aber auch Politikwissenschaft und Soziologie ein Problem darstellen könnte. Es ist schließlich nicht von der Hand zu weisen, dass Definitionen bisweilen konkrete rechtliche und politische Fragen von manchmal geradezu fundamenta-

ler Bedeutung entscheiden.²³ So intervenierte die internationale Gemeinschaft in Ruanda nicht, da die dortigen Massaker nicht als Völkermord eingestuft wurden. Die vietnamesischen *boat people* wurden wie Wirtschaftsflüchtlinge behandelt und zwangsweise repatriiert. Man könnte viele weitere Beispiele nennen. Wer terminologisch-typologische Genauigkeit verlangt, muss sich jedoch bewusst sein, dass man vor dem Hintergrund der Geschichte keine klare Definition von Flüchtlingsbewegungen ausarbeiten kann und ebenso wenig eine damit verbundene eindeutige Begrifflichkeit. Nach einer schönen Formulierung des polnischen Literaturwissenschaftlers Tadeusz Ulewicz, die sich aus der Tradition von Nietzsches Ausführungen über die Schwierigkeit, langfristige Phänomene zu definieren, herleitet, handelt es sich hier nämlich um einen höchst chimärischen Begriff.²⁴ Außerdem muss berücksichtigt werden, dass die Geschichte eben keine angewandte Wissenschaft ist und der Historiker gewiss nicht die Probleme der Gegenwart löst, auch wenn er dabei helfen kann, sie zu verstehen, indem er historische Wurzeln aufzeigt oder auch darstellt, wie unsere Vorfahren gedacht haben. Die Ergebnisse seiner Forschungen können für uns wie auch für künftige Generationen Warnungen oder auch Hinweise enthalten, jedoch keine Lösungen, da es in der historischen Entwicklung keine ein für alle Mal gültigen Lösungen gibt. Als Bürger kann und sollte sich der Historiker für Toleranz einsetzen, da er die schrecklichen Ergebnisse bestens kennt, die entstehen, wenn es an Toleranz fehlt. Als Gelehrter sollte er jedoch vor allem beobachten und erklären, es vorziehen, die Verwicklungen der menschlichen Schicksale und die oft schwierigen Entscheidungen darzustellen, und nicht leichte Antworten liefern, die eher einem Katalog frommer Wünsche gleichen. Der Historiker muss seine Sympathien und Antipathien nicht verbergen, doch es ist wichtig, dass er am Rand steht, da man – wie eine afrikanische Weisheit sagt – vom Rand aus mehr sieht, auch wenn man selbst dann schlechter zu sehen ist.²⁵

Alle, die dank des historischen Zufalls sicher in warmen Häusern wohnen, die Hunger, Angst um die Nächsten und ständige Flucht nicht kennen, sollten sich vergegenwärtigen, dass wir alle potentielle Flüchtlinge sind.²⁶ Flüchtlinge darf man niemals an den Ort zurückschicken, den sie verlassen haben. Dieser fundamentale Grundsatz der Menschlichkeit wird in Europa immer noch nicht genügend berücksichtigt.²⁷

Anders als erhofft ist die Welt nach 1989, nach dem Ende des Kalten Krieges, keineswegs sicherer geworden. Immer wieder brechen Konflikte aus. »Solange auf dein Haus keine Bombe fällt, so lange denkst du, dass es nie dazu kommen wird.« Diese Auffassung teilten die Flüchtlinge aus Tschetschenien und dem ehemaligen Jugoslawien wie auch alle ihre Vorgänger in Europa und auf der ganzen Welt.²⁸

Die internationale Gemeinschaft hat bis heute keine Mittel zur Beseitigung der – zweifellos komplizierten – Flüchtlingsprobleme gefunden. Das betrifft nicht nur Afrika, in dem die mehr oder weniger erzwungenen Migrationen eine wahre Plage darstellen, sondern auch Europa, wo das 20. Jahrhundert mit einem Jahrzehnt der Umsiedlungen und ethnischen Säuberungen zu Ende ging und wo 1995 in Srebrenica, in einer angeblich von den europäischen Streitkräften geschützten Zone, wo geradezu vor den Augen der Welt ein Massaker begangen wurde, dem rund fünftausend bosnische Jungen und Männer zum Opfer fielen. Auch das Drama der Tschetschenen, die – im Licht des internationalen Rechts betrachtet – von ihrer eigenen Armee überfallen wurden, darf in diesem Zusammenhang nicht vergessen werden. Etwa hunderttausend Tschetschenen wurden in den Kriegen getötet, und noch viel mehr Tschetschenen leben als Flüchtlinge in den Nachbarregionen. Deren Lage wird sich auf absehbare Zeit kaum verbessern, weil es hier um die alte und raffiniert gewobene Souveränität eines der größten Staaten der Welt geht. Menschenrechte spielen da eine untergeordnete Rolle, selbst wenn der Staat bewusst Gewalt gegen die eigenen Bürger einsetzt. Das gilt besonders dann, wenn es auf der Welt viele andere Probleme gibt.²⁹

DEM DEUTSCHEN EXPRESSIONISTEN Arthur Degner ist es gelungen, auf einem Bild, das auf Rettung wartende Flüchtlinge am Meer darstellt, etwas festzuhalten, was das Flüchtlingsleben nicht weniger prägt als die ständige Angst – nämlich das Warten. Auch der in Osnabrück geborene Erich Maria Remarque, der aus Deutschland floh, ehe der Osnabrücker Neumarkt – ich überquerte ihn täglich auf dem Weg zum Institut – in Adolf-Hitler-Platz umbenannt wurde, hat beschrieben, wie mit der Zeit die Angst schwindet und durch das Warten ersetzt wird, die »letzte Barriere vor der Verzweiflung«.³⁰ Angst und

Warten und am Ende das verzweifelte Warten auf ein Eingreifen der Vorsehung sind die Begleiter von Flüchtlingen überall auf der Welt und zu jeder Zeit. Die Entwurzelten gelangen am Ende immer ans Meer, symbolisch oder real, wo alle Wege enden. Und dann kommt ein Schiff, das viel zu klein ist für alle – Symbol der Verzweiflung, aber auch der Hoffnung.

KAPITEL I

Das Jahrhundert der Entwurzelten und Heimatlosen

Das 20. Jahrhundert im Vergleich

DIE STÖRCHE SIND nach Überzeugung der auf den drei »alten« Kontinenten lebenden Völker ein Symbol für Wanderung. Nach einer Legende, die schon die alten Griechen kannten, sollen sie von den Krähen dazu überredet worden sein. Diese Legende erklärt allerdings weder, wie die Krähen die Störche zur Wanderung bewegten, noch, warum diese sich darauf einließen und sich den Zugvögeln anschlossen. Zugvögel wechseln Jahr für Jahr zwischen Winter- und Sommerquartier, und dennoch sind es nur wenige Vogelarten, die öfter umziehen als die Menschen. Diese wurden auch niemals zur Wanderung überredet. Seit der *homo sapiens* existiert, schreibt Klaus J. Bade, existiert auch der *homo migrans*. Als es noch genug Land gab und zum Überschreiten einer Grenze noch kein Pass notwendig war, unterschied sich der »wandernde Mensch« nicht sehr von den Zugvögeln. Auch deren Zyklus ist dem Menschen nicht fremd. Die Normannen in der alten Rus oder die Indianerstämme Nordamerikas wechselten zwischen Sommer- und Winterlager, die Saisonarbeiter, die seit dem 19. Jahrhundert in der europäischen Landwirtschaft eingesetzt werden, taten es und auch – obwohl das nicht ganz dasselbe ist – die Arbeiter, die am Sonntag zu ihren Familien aufs Land fuhren und die in Polen samt den Zügen, die sie vor dem Krieg dorthin brachten, »Kaminfeger« genannt wurden. Auch das hat etwas mit den Störchen zu tun, die angeblich die Babys durch den Kamin werfen: Die Züge verhiessen die ersehnten Kinder.

Was den Menschen vom Zugvogel unterscheidet, ist das Gefühl der Entwurzelung. Während die Vögel im Frühjahr freudig begrüßt werden – von den Kormoranen einmal abgesehen, die in den Fischteichen »zu viele« Fische fangen –, sind Migranten und Flüchtlinge in der Regel nicht willkommen. Die früheren Gesellschaften verhielten

sich ihnen gegenüber aber, so der anerkannte Migrationsforscher Michael R. Marrus, viel sozialer als wir, und zwar nach unseren heutigen Standards. Das ist auch in den armen Ländern Afrikas zu beobachten, wo die meisten Flüchtlinge der Welt stranden. Dort haben sie es leichter als in den reichen Staaten Europas, wohin ohnehin nur ein kleiner Bruchteil gelangt. Und von diesen dürfen nur einige wenige, die eine gute Ausbildung vorweisen können, bleiben, wodurch den ärmeren Weltteilen auch noch ihre qualifizierten Arbeitskräfte abhanden kommen. Von den Migranten wird erwartet, dass sie sich möglichst schnell assimilieren oder jedenfalls weitgehend anpassen. Wenn zu den ethnischen Unterschieden aber noch religiöse oder andere Differenzen hinzukommen, dauern Angleichungsprozesse nicht ein paar Jahre, sondern Jahrzehnte und länger, wie das Beispiel der polnischen Tataren zeigt. Obwohl es paradox klingt, gilt im Großen und Ganzen: Je moderner, wohlhabender und besser organisiert eine Gesellschaft ist, desto mehr verlangt sie von Migranten, und umso eher gelten diese als potentielle Bedrohung des Wohlstands und des sozialen Friedens. Daran ändern alle Flüchtlingskonventionen nichts, die immer nur eine Reaktion auf die wachsenden Bedrohungen sind. Es ist daher kein Paradox, dass das 20. Jahrhundert, in dem die Flüchtlingsströme besonders stark answollen und die Menschenrechte besonders oft verletzt wurden, zugleich als das Jahrhundert des Minderheitenschutzes und der Menschenrechte gilt.¹

Schon immer mussten Menschen fliehen, und schon immer wurden sie vertrieben. Es fehlte jedoch nicht an Aufnahmewilligen, solange es genügend Land und Arbeit gab. Noch im 17. und 18. Jahrhundert suchten die absolutistischen Staaten im Rahmen ihrer merkantilistischen Politik so viele Siedler wie möglich anzulocken. Gleichzeitig schränkten sie die Auswanderung erheblich ein. Der preußische König Friedrich II. siedelte Kolonisten aus dem Ausland an, ebenso die in Stettin geborene russische Zarin Katharina II. Und die Reformer des zwischen 1788 und 1792 in Polen tagenden Großen Reichstags, die über die Rettung der dem Untergang entgegenstehenden Polnisch-Litauischen Republik berieten, erwogen, Juden aus der ganzen Welt anzusiedeln.² Die Länder Europas konkurrierten damals förmlich um Migranten. Von einem Flüchtlingsproblem wusste man noch nichts, da die

umgesiedelten Menschen gar nicht als Flüchtlinge wahrgenommen wurden. Auf längere Sicht kümmerte sich niemand um die Zugezogenen, sodass diese schließlich in die Masse der am Rand der Gesellschaft Lebenden gerieten oder sich in der neuen Situation behaupteten. Das gelang am ehesten, wenn sie etwas anzubieten hatten, was neu und gefragt war. Die Hugenotten etwa, die ins deutsche Reich flohen, stellten begehrte Luxuswaren her, und die Zigeuner, die nach Polen kamen, waren geschickte Kesselflicker, aber auch feurige Musikanten, oder sie schlugen sich mit Wahrsagerei und Bären dressur durch. Das Wort »Flüchtling« in seiner heutigen Bedeutung kannten die europäischen Sprachen noch nicht. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts, spätestens seit dem Ersten Weltkrieg, als sich in Europa moderne Nationalstaaten herausbildeten, die eine immer strengere Kontrolle über die Wanderungsbewegungen ausübten, wurden die Migranten allmählich zu Flüchtlingen, zu unwillkommenen Gästen, die eine wirtschaftliche und vor allem nationale Bedrohung darstellen.

ES SIND KEINESWEGS DIE FLÜCHTLINGSZAHLEN, die das 20. Jahrhundert in der Geschichte der Flüchtlingsbewegungen zu einem besonderen machen. Ohnehin handelt es sich nur um ungenaue Schätzwerte, die tatsächlichen Zahlen sind meist unbekannt. Doch diese ungenauen Angaben sind entsetzlich genug und liegen jenseits jeder Vorstellungskraft.

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts hat niemand die Flüchtlinge gezählt. Man hätte das auch gar nicht gekonnt, selbst wenn man gewollt hätte, denn zunächst muss ja definiert sein, wer überhaupt als Flüchtling gelten soll. Ist es ein Mensch, der aus seinem Heimatland flieht, dann fallen etwa Binnenflüchtlinge aus allen Statistiken heraus. Ein historisches Beispiel sind hier die Millionen von Verbannten in Russland, ein aktuelles die zwei Millionen kurdischen Flüchtlinge in der Türkei, die meist in städtischen Elendsvierteln leben, wohin sie nach der Zerstörung ihrer Dörfer durch die türkische Armee aus dem östlichen Anatolien geflohen sind.³

Grundsätzlich kann man davon ausgehen, dass alleine das Europa des 20. Jahrhunderts nicht weniger als achtzig Millionen Flüchtlinge produziert hat, eine Summe, in der die Millionen, die als Wirtschafts-

migranten in die Länder der Neuen Welt zogen, noch gar nicht erfasst sind. Ein beträchtlicher Teil dieser Auswanderer konnte sich in Amerika nicht behaupten. Es kehrte nicht nur »Herr Balcer aus Brasilien« zurück, der Protagonist eines ergreifenden Gedichts von Maria Konopnicka, das nicht zufällig 1910 entstand, als jährlich eine Million Europäer in die USA emigrierten. Wie Herr Balcer kehrten Millionen zurück, im Durchschnitt ein Viertel aller Auswanderer.⁴ Man geht davon aus, dass heute hundertachtzig Millionen Menschen, das sind drei Prozent der Weltbevölkerung, Einwanderer sind, also Menschen, die nicht in den Ländern ihrer Geburt leben. Die Zahl der Zwangsmigranten wird auf fünfzig Millionen geschätzt, von denen mehr als die Hälfte Binnenflüchtlinge sind – insgesamt rund ein Prozent der Weltbevölkerung, wobei die Verteilung aber ungleichmäßig ist. In Europa hat der Zerfall Jugoslawiens über vier Millionen Flüchtlinge verursacht, von denen wahrscheinlich nur die Hälfte in die Gebiete zurückkehren konnte, aus denen sie geflohen oder vertrieben worden war. In Tschetschenien verloren durch die vielen Angriffe der russischen Armee mindestens achthunderttausend Menschen ihre Heimat. Da die tschetschenischen Männer im Grunde keinen Ausweg hatten, als zur Waffe zu greifen, weil sie ansonsten verschleppt worden wären, sind fünfundneunzig Prozent der tschetschenischen Flüchtlinge Frauen und Kinder.⁵

Mit Zahlen alleine wird man die Wahrheit allerdings nicht finden. Die gegenwärtigen Flüchtlingsscharen sind zwar riesig, vergleicht man die demographischen Verhältnisse jedoch mit denen früherer Jahrhunderte, so ist das nicht ungewöhnlich. Im hoch- und spätmittelalterlichen Europa, vor allem in Ostmitteleuropa, gab es kaum weniger Immigranten, nur wurden sie eben nicht als solche bezeichnet. Meist sah man in ihnen *hospites*, Gäste. Zwischen dem 15. und 18. Jahrhundert glichen einige polnische Städte viel stärker dem London, New York oder Toronto von heute als dem gegenwärtigen Warschau. In Lemberg hatten neben Polen und Ruthenen, den späteren Ukrainern, Deutsche, Juden, Armenier und Tataren ihre eigenen Stadtteile oder Straßen, und darüber hinaus traf man dort auf viele Italiener, insbesondere Genuesen.⁶ Auf der Iberischen Halbinsel stellten die Juden, bis man sie 1492 aus Spanien vertrieb, rund zwanzig Prozent der Stadtbevölkerung. Und die zwischen 1609 und 1614 aus Kastilien und

Aragon vertriebenen Morisken, wie die zum Christentum konvertierten islamischen Mauren bezeichnet werden, brachten es mit geschätzten dreihunderttausend Einwohnern immerhin auf vier Prozent der Gesamtbevölkerung. Für das Europa des 16. und 17. Jahrhunderts wird die Zahl der Flüchtlinge auf mehr als eine Million geschätzt, was bei einer damaligen Bevölkerung von etwa 95 Millionen ein deutlich geringerer Anteil als im Europa des 20. Jahrhunderts ist, obschon auch das mehr als ein Prozent der Gesamtbevölkerung war⁷ – und zwar nur auf Dauer Vertriebene.

Schon die Ausweisung der Slawen aus Ostholstein (Wagrien) in der Mitte des 12. Jahrhunderts dürfte, selbst wenn nur ein Teil betroffen war, kein geringeres Drama gewesen sein als die Vertreibungen des 20. Jahrhunderts.⁸ Helmold von Bossau (1120 – 1177) besang damals die Verjagung und Verdrängung dieser »unkultivierten« Slawen und gab damit die Stimmung in der Zeit der Kreuzzüge wieder. Nichts anderes tat der Krakauer Bischof und Chronist Wincenty Kadłubek (etwa 1150 bis 1223), der in seinen Schriften die Enthauptung von Prußen guthieß, die solcherart für die Rückkehr zu »heidnischen« Praktiken bestraft wurden. Schon damals fehlte es aber nicht an Mahnern wie Peter dem Ehrwürdigen, Abt von Cluny (etwa 1092 – 1156), die sich gegen diese drastischen Strafmaßnahmen wandten.

Zwangsumsiedlung bleibt Zwangsumsiedlung und Gemetzel bleibt Gemetzel, egal ob Karl der Große, der nicht unumstrittene »Vater von Europa«, es anrichtete, indem er einige Tausend Sachsen im Zuge der Christianisierung – der damaligen Version von »Modernisierung« – erschlagen ließ, oder ob es heutzutage in einem Krieg dazu kommt. Abgesehen von der Magie der großen Zahlen unterscheiden sich diese weit zurückliegenden Ereignisse durch nichts von den aktuellen, sie fanden lediglich zu verschiedenen Zeiten statt. Aber nach ein paar Jahrhunderten können sich die Einschätzungen ändern und selbst die »Guillotine« erstrahlen lassen, vor allem wenn sie angeblich aus »historischer Notwendigkeit« eingesetzt wurde. Von solchen »historischen Notwendigkeiten« strotzen die Bücher, die ganz selbstverständlich dem Bereich der »humanistischen Wissenschaften« (*humanities*) zugeordnet werden.⁹

Die Verhältnisse müssen miteinander verglichen werden, und das nicht nur aus historischer Perspektive, sondern auch aus geographi-

scher. Die Zahl der Flüchtlinge auf dem Balkan zwischen der Mitte des 19. Jahrhunderts und dem Anfang des 21. Jahrhunderts, die auf rund zwölf Millionen geschätzt wird – verteilt auf hundertfünfzig Jahre und eine ganze Anzahl von Kriegen –, mag angesichts der Flüchtlingszahlen aus dem Ostteil des europäischen Kontinents in diesem Zeitraum keinen großen Eindruck machen, würde es sich in diesem Fall nicht um zwanzig bis fünfundzwanzig Prozent der Bevölkerung in dieser Region handeln.¹⁰

Offensichtlich wächst die Zahl der Flüchtlinge, vor allem derjenigen, die ihr Zuhause aufgrund kriegerischer Konflikte verlassen müssen, im Vergleich zur Gesamtbevölkerungszahl unverhältnismäßig schnell. Der Zweite Weltkrieg verursachte ein zehnmal größeres Heer von Flüchtlingen als der Erste,¹¹ was, wenn die Entwicklung so fortschreitet, befürchten lässt, dass bei einem weiteren, ganz Europa umspannenden Krieg, selbst wenn er mit konventionellen Waffen geführt wird, die Mehrheit der Europäer von unterschiedlichen Formen der Zwangsmigration betroffen sein würde. Dass es so kommen könnte, bestätigen aktuelle Beobachtungen: Einige Millionen Flüchtlinge, die rund zwanzig Prozent der Bevölkerung in den Konfliktgebieten darstellen, sind selbst bei zeitlich und räumlich relativ begrenzten Konflikten nichts Außergewöhnliches mehr. Dieser Wandel hängt vor allem mit den neuen Kommunikations- und Transportmöglichkeiten zusammen. Sie haben die Kriegführung grundsätzlich verändert, haben den Krieg brutaler gemacht, da die Armeen bei der Versorgung und der Einquartierung nicht mehr auf das Hinterland angewiesen sind. Zweifellos waren die Kontributionen, die der örtlichen Bevölkerung früher auferlegt wurden, oft sehr hoch, doch die Soldaten achteten schon aus eigenem Interesse darauf, nicht allzu viel Zerstörung anzurichten, denn wer sollte sie dann versorgen und ihnen ein Dach über dem Kopf geben? Die modernen Armeen haben dagegen keine Veranlassung, die Zivilbevölkerung zu schonen, da sie ihren Proviant mit der Eisenbahn bekommen und neuerdings sogar aus der Luft. Zwar wendeten Befehlshaber schon immer die Taktik der verbrannten Erde an, es sei nur an den russischen Rückzug bei Napoleons Vormarsch 1812 erinnert, doch bis nach dem Ersten Weltkrieg blieb das in Europa – anders als in den Kolonien – die Ausnahme.¹²

ALS SICH IRENE BELTRÁN UND FRANCISCO LEAL, der Sohn eines Flüchtlingspaares aus Francos Spanien, zur Flucht aus dem von General Pinochet regierten Chile genötigt sehen, werden sie Teil »dieser ungeheueren Woge [...], die ihre Zeit ausgelöst hatte: Ausgewiesene, Emigranten, Exilierte, Flüchtlinge«, so beschreibt es Isabel Allende in ihrem Roman *Von Liebe und Schatten*.¹³ In der Tat wird das 20. Jahrhundert als Jahrhundert der Flüchtlinge, Migranten und Nomaden bezeichnet, auch als Jahrhundert der Vertreibungen und Zwangsmigrationen.¹⁴ Doch wie Irene und Francisco war schon zwei Jahrhunderte zuvor Dorothea, die Protagonistin in dem schönen Epos von Goethe, vor religiösen Verfolgungen nach Osten geflohen. Der Dichter selbst hatte 1792 die Flüchtlingskolonnen an der Grenze des revolutionären Frankreich betrachten können. Nicht anders war es im antiken Griechenland. Während Aeneas mit Frau und Sohn aus dem brennenden Troja entkam, auf dem Rücken den alten Vater schlep- pend, wurden Hekuba und andere Trojanerinnen von den Siegern fortgeführt. Nachdem sie in einem sinnlosen Krieg alles verloren hatten – Eltern, Gatten, Kinder, Vermögen –, wurden sie als Sklavinnen unter den Siegern aufgeteilt. Nicht zufällig waren die *Troerinnen* im 20. Jahrhundert eines der meistgespielten griechischen Dramen. Die deutsche Übersetzung von Franz Werfel, die drei Monate vor dem Attentat auf Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajevo erschien, wird von den prophetischen Worten eingeleitet: »Unsere Tragödie aber und die unselige Hekuba mögen nun wiederkehren, wie ihre Zeit gekommen ist.«¹⁵ Tony Harrison hat 2005 in Zusammenhang mit seiner Interpretation des Werks für das Londoner Albery Theatre, wo Vanessa Redgrave die Hauptrolle spielte, angemerkt, dass Hekuba Euripides' Vorstellung vor zweieinhalb Jahrtausenden verlassen habe und immer noch umherirre. Heute trete sie fast allabendlich in den Fernsehnachrichten auf.¹⁶

Zwangsmigrationen und Deportationen, ja sogar Völkermord sind also im Laufe der Geschichte immer wieder vorgekommen, obwohl man sie nicht immer so benannt hat.¹⁷ So bemerkte Daklugie, ein Neffe des letzten Apatschenhäuptlings, zum Genozid: »Ich hatte dieses Wort nie gehört, ehe man es für die Benennung der deutschen Versuche zur Ermordung aller Juden verwendete [...], aber die mit ihm zusammenhängende Praxis ist mir gut bekannt.«¹⁸ Vor allem in den

Kolonien schreckte man nicht vor der Verjagung und Ermordung ganzer Volksgruppen zurück. Die Extermination von Indianern, die als Nachkommen von Noahs jüngstem Sohn Ham galten, des Vaters der Knechte, spielte schon in den Überlegungen der englischen Puritaner im 17. Jahrhundert eine Rolle. Im 19. Jahrhundert und bis nach dem Zweiten Weltkrieg wurden solche Pläne mehrfach in die Tat umgesetzt, sowohl in Nordamerika als auch in Afrika und Ozeanien. Freilich handelte es sich hier meist nicht um staatlich geplanten Mord, sondern um Vernachlässigung, durch die den Menschen die Lebensgrundlage entzogen wurde, sodass sie schließlich starben. Am häufigsten wird in diesem Zusammenhang das Blutbad angeführt, mit dem die Deutschen den Aufstand der Herero und Nama beantworteten, aber am weitesten fortgeschritten hinsichtlich derartiger Methoden waren wohl die Briten, die größte Kolonialmacht, die – nicht anders als das kaiserliche Russland – sogar ihre eigenen europäischen Untertanen, die Iren, verschleppten.¹⁹ Der polnische Romancier Stefan Żeromski, der fest an ein friedliches Zusammenleben der Völker glaubte, befahl nach dem Ersten Weltkrieg nicht von ungefähr dem bösen Geist Smętek, er möge sich gefälligst nach England verziehen, das dem Autor als Gefängnis der Rassen und Nationen galt. Smętek, der Teufel der kaschubischen Legenden, hatte sich übrigens schon im Mittelalter dadurch hervorgetan, dass er die deutschen Kreuzritter zu Grausamkeiten gegen die Polen und die Preußen anstiftete.²⁰

Zwangsaussiedlungen, die nicht immer ethnisch motiviert sein müssen, nehmen besonders während langer Kriege zu. Der Dreißigjährige Krieg oder überhaupt das ganze 17. Jahrhundert scheinen daher in Hinblick auf Extremität und Grausamkeit nicht weit vom 20. Jahrhundert entfernt, auch wenn inzwischen die Bedeutung der Religionen nachgelassen hat (die aber in jüngster Zeit wieder zunimmt).²¹ Darum sollten diese beiden blutigen und gewaltsamen Jahrhunderte, in denen überall in Europa Flüchtlinge umherirrten, Gegenstand umfangreicher Vergleiche sein. Diese Vergleiche sind besonders frappierend unter dem Aspekt, dass die Quellen der Aufklärung sowie der aufgeklärten Überzeugung von der Notwendigkeit eines rationalen Einsatzes von Gewalt im Namen des Fortschritts eine Reaktion sind auf das Durcheinander des 17. Jahrhunderts und die damals willkürlich eingesetzte Gewalt.

Schon werden Stimmen laut, die das 21. Jahrhundert als ein Jahrhundert der Flüchtlinge beschreiben, immerhin mit dem Hinweis, dass auch das vorangegangene Jahrhundert »seine Flüchtlingswellen gehabt hat«. ²² Zumindest aus unserer kurzen Perspektive scheint es aber berechtigt, dem 20. Jahrhundert einen besonderen Platz in der Geschichte der Zwangsmigrationen zuzuweisen. Das hat nicht – oder jedenfalls nicht nur – mit der großen Zahl der Flüchtlinge zu tun, sondern mit geistigen Haltungen, die sich in diesem Jahrhundert geändert haben, und zwar die Einstellung gegenüber ethnischen Minderheiten, die Einstellung gegenüber rassischen Minderheiten sowie die Nationalisierung der Bürgerrechte. Die beiden ersten Einflussfaktoren sind nicht ganz neu, vor allem im kolonialen Zusammenhang, während der dritte Faktor durch und durch revolutionär und »modern« ist. Damit hängt nämlich das Auftauchen der zuvor unbekannteren Staatenlosen zusammen, also von unerwünschten und heimatlosen Menschen, die aus ihrer Heimat verjagt wurden und kein Land finden, das bereit ist, sie aufzunehmen, weshalb sie im Niemandsland zwischen den Grenzen kampieren oder in steter Angst vor der nächsten Ausweisung leben. ²³

Kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs blickte der chilenische Erzähler Francisco Coloane mit Erschütterung nach Europa. Und wenig später liest der selbst von antillischen und karibischen Flüchtlingen aus den nicht enden wollenden Bürgerkriegen Lateinamerikas umgebene Doktor Juvenal Urbino, der Held in Gabriel Garcia Márquez' Roman *Die Liebe in den Zeiten der Cholera*, über die Grausamkeiten der beiden barbarischen Kriege, die Europa in so kurzer Zeit heimgesucht haben. ²⁴

In der Tat verteilten sich Flucht und Vertreibung in der Welt des 20. Jahrhunderts nicht gleichmäßig in Zeit und Raum. In der ersten Jahrhunderthälfte haben sie vor allem Europa geplagt. Hier liegt der springende Punkt. In diesem Buch soll erzählt werden, wie sich damals in Europa eine »moderne« Abart der ethnischen Säuberungen entwickelte, die mit der Entstehung und Festigung des homogenen Staatsmodells zusammenhing. Erst in der zweiten Jahrhunderthälfte, von der in diesem Buch nur verhältnismäßig wenig zu lesen ist, breiteten sich dann – unterstützt zunächst von der Entkolonisierung, dann von der Rivalität zwischen den USA und der UdSSR und schließlich vom Zerfall

des kommunistischen Systems – Zwangsmigrationen und die mit der emporschnellenden Zahl von Flüchtlingen einhergehenden Probleme über die ganze Welt aus. Zunächst betrafen sie Asien, wo es 1947 zu einem monströsen Bevölkerungsaustausch zwischen Indien und Pakistan kam. Ein Jahrzehnt später breiteten sich die Kriege und in ihrem Gefolge die Flüchtlingsströme in Afrika aus, das eigentlich bis heute nicht zu sich gekommen ist und ein »Kontinent unterwegs« bleibt.²⁵ Von den 1960er bis in die 1980er Jahre wurden Mittel- und Südamerika von einer wahren Diktaturenplage heimgesucht, die unabhängig von ihrer Couleur Flüchtlingsmassen erzeugte. Westeuropa, die Staaten Nordamerikas und Australien waren damals Ziel vieler farbiger Einwanderer. Letztlich waren das aber nur Spritzer der über die Ufer tretenden Ströme, die sich an Ort und Stelle einen Weg bahnen mussten. Am Ende des 20. Jahrhunderts, nach dem Zerfall des kommunistischen Systems, kam es zu einer weiteren Flüchtlingswelle, diesmal – wie es sich für die globalisierte Welt gehörte – zeitgleich in Europa und in Afrika. Beide Kontinente trennte zwar eine große Wohlstandskluft, doch sie konnten mit den Flüchtlingen ähnlich schlecht umgehen. Es kam zu »ethnischen Säuberungen« und kollektiven Morden in großem Umfang, in Europa vor allem in Bosnien, in Afrika in Ruanda. Und beide Kontinente haben es bisher nicht geschafft, dieses Problem zu lösen.

KAPITEL 2

Platz schaffen!

Die Balkankriege und der Erste Weltkrieg als Katalysatoren der europäischen Zwangsmigrationen

»DER ANFANG IST MEIST SCHWER zu erkennen, da die meisten Dinge mit unwichtigen Begebenheiten beginnen«, schreibt der polnische Romancier Wiesław Myśliwski in einem preisgekrönten Roman über das polnische 20. Jahrhundert, und er stellt zugleich die ewige Frage, ob es überhaupt so etwas wie den Anfang gibt.¹ Wenn selbst Bäume mit ihrer einfachen Struktur ein weitverzweigtes Wurzelwerk haben, das zudem in unterschiedliche Richtungen ausgreift, wie kompliziert sind dann erst Prozesse wie die historischen, deren naturgemäß vieldimensionale gesellschaftliche Wirklichkeit durch die zeitliche Entwicklung und territoriale Unterschiede noch komplexer wird. Die Aufgabe des Historikers ist es, dieses Wurzelwerk zu entwirren und die Stränge bis zu den Ursprüngen zu verfolgen. Doch je nachdem, welche Stränge er erwischt, werden seine Erkenntnisse anders ausfallen. Da die Zeit alle Dinge zur Reife bringt, weiß der Historiker mehr als die Zeitzeugen der von ihm erforschten Ereignisse, doch das gilt in erster Linie für die Folgen und nicht unbedingt für die Genese.² Von banalen Wahrheiten einmal abgesehen, beschränkt sich das Wissen des Historikers in der Regel zudem auf ganz konkrete Ereignisse, weshalb es in der Gegenwart praktisch kaum angewendet werden kann.³ Überdies wirken so viele Faktoren auf die historischen Prozesse ein, dass man nie alle wirklich ergründen kann; schon eine geringe Veränderung der Zusammensetzung führt zu einer völlig anderen Endstruktur, so wie dasselbe Korn, je nachdem auf welchem Boden es ausgesät wird, prächtig heranwachsen oder verkümmern, ja – unter dem Einfluss weiterer Faktoren wie dem Klima – zu einem gefährlichen Unkraut mutieren kann. Im Bereich der Geschichte hat das Anna Bramwell am Beispiel der bürgerlichen »Blut und Boden«-Ideologie überzeugend vorgeführt. Die

Bewegung hatte ursprünglich einen pazifistischen Charakter, ihre Anhänger strebten nach der Harmonie von Mensch und Natur. Doch mit der Zeit wandelte sie sich zu einem der schauerlichsten Mythen in der Geschichte Europas, der dann von den Nazis für ihre Ziele missbraucht wurde. Nach Bramwell geht letztlich auch die grüne Bewegung – die in Deutschland stärker verbreitet ist als in jedem anderen Land Europas – auf dieselbe Wurzel zurück, nämlich den Wunsch, Mensch und Natur in Einklang zu bringen.⁴

DER ERSTE WELTKRIEG BEGANN als Dritter Balkankrieg und wurde eine Zeitlang auch so genannt.⁵ In den beiden vorangegangenen Balkankriegen 1912 und 1913 hatten sich Bulgarien, Griechenland, Montenegro, Rumänien, Serbien und das Osmanische Reich schon in unterschiedlichen Konstellationen bekämpft. Die Balkankriege waren außerordentlich grausam und blutig, es gab umfangreiche ethnische Säuberungen und zahlreiche Massaker an der Zivilbevölkerung. Rund eine halbe Million Muslime flohen damals vor den Armeen der christlichen Staaten Richtung Südosten. Nach dem Ende der Osmanenherrschaft auf dem Balkan kämpften die Sieger um die Aufteilung der Beute. Nun wurden beinahe alle zu Flüchtlingen. Wie viele Hunderttausende es waren, ist kaum zu ermitteln. Es traf Griechen, Bulgaren und vor allem Mazedonier – nach der Aufteilung Mazedoniens zwischen Bulgarien, Griechenland und dem Osmanischen Reich –, die in mehreren Wellen in allen Himmelsrichtungen Zuflucht suchten. Allein bei den Mazedoniern zählte der britische Historiker C. A. Macartney zwischen 1912 und 1925 siebzehn verschiedene Flüchtlingsbewegungen.⁶

Der Große Krieg zwischen 1914 und 1918, der vor allem für Westeuropa zum schweren Trauma wurde, stellte somit für die Zwangsmigrationen auf dem Balkan weder Anfang noch Ende dar. Alleine die durch den Krieg von 1912 ausgelöste zweite Phase der Umsiedlungen dauerte hier nach Holm Sundhaussens vierstufigem Schema bis in die 1920er Jahre und hatte die Flucht oder Vertreibung von rund drei Millionen Menschen zur Folge, wobei diejenigen, die nach einiger Zeit in ihre Heimat zurückkehrten, noch gar nicht berücksichtigt sind.⁷

Lässt man die Frage nach den Ursachen außer Acht, so wird deutlich, dass die Balkanuhr die Zeit ganz offensichtlich abweichend vom

übrigen Europa misst, was den Historikern nicht nur Probleme mit Periodisierung und Komposition bereitet. Ein europäisches Zeitmaß gibt es ohnehin nicht, und selbst die Einrichtung von drei europäischen Zeitmaßen (ein westliches, ein mitteleuropäisches und ein östliches⁸) hilft nicht recht weiter. Die Balkanuhr jedenfalls schien fast das gesamte zweite Jahrtausend hindurch nachzugehen und im 19. Jahrhundert plötzlich stark zu beschleunigen, wodurch sie sich den anderen europäischen Uhren annäherte, vor allem der damals vorbildlichen französischen.

Die Aufholjagd des Balkans in Bezug auf die europäische Entwicklung wurde anfangs mit Sympathie verfolgt, die sich aber allmählich in ihr Gegenteil verkehrte, sodass es schließlich zum Bombardement Serbiens kam. Dabei hatten die Bewohner der Balkanhalbinsel eigentlich nur einen Weg abkürzen wollen, den die Staaten und Gesellschaften Westeuropas schon lange zuvor zurückgelegt hatten. Allerdings hatten diese dafür mehrere Jahrhunderte gebraucht. Längst hatten sie die Liquidierung der Stammeseliten im Prozess der vermeintlich »organischen« Entwicklung der Nation vergessen, ebenso die Umsiedlungen sowie die ethnischen und religiösen Verfolgungen, die letztlich zu ihrer fast völligen Homogenisierung geführt hatten.⁹ Die meisten Europäer verstanden die Balkanprobleme also gar nicht, hielten sie nicht für die eigenen und interessierten sich dafür so wenig wie für das Vorgehen gegen die farbigen Autochthonen in den Kolonien. Hitler allerdings beobachtete die Ereignisse in dieser Region sehr wohl und zog daraus später den Schluss, dass man nicht nur in den Kolonien, sondern auch an den Rändern Europas Menschen beliebig umsiedeln und ermorden kann, da die Welt dort nicht hinsieht und zudem in aller Regel schnell vergisst. 1942 gab er einen entsprechenden Hinweis in einem seiner Tischgespräche, in dem er erklärte, dass die Slawen wie die nordamerikanischen Indianer behandelt werden sollten, und zynisch darauf hinwies, dass sich niemand mehr an die Ermordung der Armenier durch die Türken erinnere.

Mit der weitreichenden Autonomie beziehungsweise der Unabhängigkeit von Serbien und Griechenland sowie dem Niedergang des Osmanischen Reiches – »des kranken Mannes am Bosphorus«, wie man immer öfter sagte – veränderte sich die Richtung der Zwangsmigra-

tionen auf dem Balkan grundsätzlich. Hatten vom 15. bis 18. Jahrhundert die Christen das Osmanische Reich verlassen und sich als bewaffnete Grenzbewohner zunächst in Ungarn und später im Habsburgerreich niedergelassen, so begann in den 1820er Jahren die Verdrängung der Muslime vom Balkan sowie von den Inseln in der Ägäis und im Mittelmeer, wo sie zeitweise – etwa auf Kreta – ein Drittel der Bevölkerung stellten. Zum Teil waren dies Umsiedler – oft Zwangs-umsiedler – aus Asien, aber wohl noch häufiger islamisierte Autochthone, was am Beispiel der Albaner zu erkennen ist, die als Nachfahren der in der Antike auf dem Balkan ansässigen Illyrer gelten. Auf jeden Fall lebten die meisten Muslime seit vielen Generationen in dieser Region und damit länger – um einen zeitlichen Vergleich anzuführen –, als die Vereinigten Staaten von Amerika existieren.

Es ist verständlich, dass die Europäer den Kampf der »christlichen Brüder« gegen die jahrhundertelange Unfreiheit mit Sympathie verfolgten. Vor allem der Freiheitskampf der Griechen, in denen sie beinahe direkte Nachfahren des Perikles, des Vaters der Demokratie, sahen, begeisterte sie. Allerdings hießen sie es auch gut, dass immer mehr Muslime zur Flucht aus ihrer Heimat gezwungen wurden. Es machte sich sogar die Überzeugung breit, dass diese die Modernisierung des Balkans behinderten. So hieß es in der Kriegserklärung des bulgarischen Zaren Ferdinand I. von 1912: »In diesem Kampfe des Kreuzes gegen den Halbmond, der Freiheit gegen Tyrannei, werden wir die Sympathien aller jener haben, welche die Gerechtigkeit und den Fortschritt lieben.« Dem fügte der griechische König hinzu: »Der Kreuzzug der Balkanstaaten ist ein Kreuzzug des Fortschritts, der Zivilisation und der Freiheit gegen asiatische Eroberung.«¹⁰

Die mehr oder weniger erzwungene Migration der muslimischen Bevölkerung hinter die Dardanellen hielt während des gesamten 19. und einem erheblichen Teil des 20. Jahrhunderts an. Die Gesamtzahl dieser Flüchtlinge wird auf drei bis vier Millionen geschätzt. In großen Scharen wurden zugleich auch all jene Gruppen Richtung Osten geschickt, die man loswerden wollte: Albaner, Roma, Tscherkessen und die Slawen islamischen Glaubens. Das Osmanische Reich stand damit vor dem Problem, Massen von Flüchtlingen assimilieren zu müssen, die sich ganz und gar nicht als Türken fühlten und große Schwierigkeiten hat-

ten, sich in Kleinasien einzuleben.¹¹ Der »kranke Mann am Bosphorus« suchte daher die Autonomiebestrebungen der Balkanvölker – der Armenier und vor allem der Griechen – durch Massaker an Christen zu schwächen; es sei hier nur auf Eugène Delacroix' Gemälde *Das Massaker von Chios* hingewiesen, das die Ereignisse von 1822 festhält. Außerdem gab es seit den 1870er Jahren Versuche, die Volkswirtschaft zu »türkisieren«, indem man christliche Händler benachteiligte, um so – wie es hieß – die Entstehung einer eigenen Mittelschicht zu fördern. Auf diese Weise verstärkte sich die gegenseitige Abneigung aber nur noch mehr, und gleichzeitig wuchs die Sympathie der Balkanländer für das von Norden her vordrängende Russland, das hier ohnehin als Befreier von Christen und Slawen große Hochachtung genoss.

Der Niederlage des Osmanischen Reiches in den Kriegen gegen Russland zwischen 1876 und 1878 folgte das erste Pandämonium auf dem Balkan und in Teilen Anatoliens. Justin McCarthy und Wolfgang Höpken scheuen sich nicht, in diesem Zusammenhang von »ethnischen Säuberungen« zu sprechen, auch wenn die Bezeichnung religiös-ethnische Säuberungen – ein beabsichtigtes Nebenprodukt der damals geführten Kriege – wohl zutreffender ist. Die zeitgenössischen Quellen sind eindeutig. »Es scheint wahrscheinlich, dass die Russen versuchen, die muslimische Bevölkerung auszurotten oder zu vertreiben«, schrieb der britische Botschafter in Stambul. Die angreifenden christlichen Armeen – darunter auch örtliche paramilitärische Freiwilligenabteilungen – brannten muslimische Dörfer nieder und zwangen die Bewohner, sie »freiwillig« zu verlassen. In Massen strömten die Flüchtlinge über die Nordgrenze der Türkei Richtung Stambul. Anderthalb Millionen sollen es gewesen sein, mehr als zehn Prozent der Bewohner Anatoliens. Die osmanische Armee, die sich bereits auf dem Rückzug befand, antwortete darauf abermals mit Christenpogromen, vor allem in Bulgarien, dessen Unterstützung für Russland die Türken als Verrat empfanden. Von dort setzte sich bald ein Strom christlicher Flüchtlinge, vor allem Mazedonier, in Bewegung, der auf dem Weg nach Norden beständig anschwell.¹²

Zwischen der »Orientkrise« der Jahre 1876 bis 1878 und den Balkankriegen von 1912 und 1913 hielt der Exodus der muslimischen Bevölkerung nach Kleinasien ungebrochen an. Doch erst das Durcheinander

der Jahre 1912/13, als alle gegen alle kämpften, ließ Europa erstmals mit Entsetzen auf den Balkan blicken: Hier, so hieß es, lebten kleine, chaotische Völker, die unbequeme Nachbarn waren und außerdem einen Hang zur Grausamkeit hatten, wofür bald der verächtliche Begriff »Balkanisierung« stand. Doch schon Arnold Toynbee, der sich hin und wieder auch unglückliche Charakterisierungen der Balkanvölker erlaubte,¹³ erkannte während seiner Reisen durch die Region, dass die eigentliche Quelle dieser Konflikte der westeuropäische Nationalismus war.¹⁴ Verhängnisvoll wirkte sich auch aus, dass es sich bei diesen Konflikten um einen zähen Bürgerkrieg handelte, und die sind immer besonders blutig, erst recht wenn sich zu den ethnischen Animositäten noch religiöse gesellen. Es genügt, an die Grausamkeiten des Dreißigjährigen Krieges zu erinnern, an die polnisch-ukrainischen Kämpfe jener Zeit oder an die Gewaltexzesse auf den Britischen Inseln unter der Regierung Cromwells. Das aber hatte Europa längst vergessen, auch wenn in Großbritannien, wo die Engländer jahrhundertlang mit Feuer und Schwert die Waliser, Schotten und Iren unterdrückt hatten, mit dem konfessionellen Konflikt in Nordirland eine schwärende Wunde offen geblieben war. Alleine zwischen 1920 und 1922, als Toynbee die türkische Küste der Ägäis bereiste, fanden in den Auseinandersetzungen in Nordirland 400 Menschen den Tod, mehr als 8000 Katholiken verloren ihre Arbeit und rund 23 000 wurden aus ihren Häusern vertrieben.¹⁵

Die ethnisch-religiöse Gemengelage auf dem Balkan, für die zu Beginn der 1990er Jahre noch das vor unseren Augen gepeinigete Sarajevo als Symbol stand, rührt hauptsächlich daher, dass der Islam – im Gegensatz zum Christentum – im Grunde keine Politik der Zwangsbekehrung verfolgte, sondern die osmanischen Herrscher nach dem Vorbild ihrer byzantinischen Vorgänger illoyale Völker zur Strafe umsiedelten, um sie leichter beherrschen zu können.¹⁶ Der junge Toynbee wunderte sich mächtig, dass viele Orthodoxe, denen er an der Küste Kleinasiens begegnete, Türkisch sprachen und viele Muslime Griechisch. Die einen waren Flüchtlinge aus Kreta, wo alle Griechisch sprachen, die anderen türkisierte Christen oder gräzisierte Muslime, die nur mit ihren Frauen das Türkische gebrauchten, da diese nicht zweisprachig waren.¹⁷ Wer damals den Balkan durchquerte, erlebte viele Über-



Flüchtlingszelte in der Nähe von Thessaloniki, um 1913

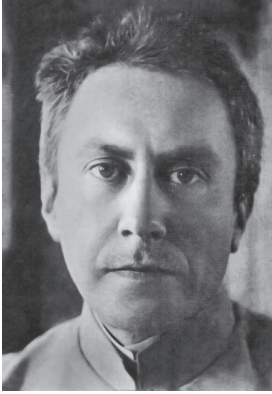
raschungen. Alle möglichen Sprachen, Nationalitäten und die großen Religionen waren hier vertreten, und es konnte geschehen, dass man auf türkische Christen oder eine islamisierte Sekte von Nachkommen jüdischer Vertriebener aus Spanien traf, deren Mitglieder nach fast fünfhundert Jahren immer noch Ladino, einen altspanischen Dialekt, sprachen; es gab sogar das Gerücht, dass sie noch die Schlüssel ihrer damals in Toledo oder Sevilla verlassenen Häuser aufbewahrten.¹⁸ Man konnte hier auch Menschen begegnen, die ihre ethnische Zugehörigkeit gar nicht klar benennen konnten, da sie sich nur über die Religion identifizierten. Das traf bei vielen bosnischen Muslimen noch Ende des 20. Jahrhunderts zu und musste nicht unbedingt bedeuten, dass sie den Islam praktizierten.¹⁹

DIE VOM OSMANISCHEN REICH ERERBTE VIELFALT des Balkans passte nicht zur westeuropäischen Realität jener Zeit, wo Heterogenität als rückständig galt, während man Homogenisierung für den Gipfel der Modernität hielt. Die jungen Balkanstaaten mit ihrer schwachen Verwaltung und den stark verspäteten Nations- und Staatsbildungsprozessen fassten daher wohl gar keine andere Entwicklung als die Vereinheitlichung ins Auge, erst recht nicht, als die Welt nicht gegen die Verdrängung der Muslime protestierte, sofern sie nicht gerade mas-

senhaft erfolgte. Erst als nach der Niederlage des Osmanisches Reiches im Ersten Balkankrieg das in Thessaloniki gegründete jungtürkische Komitee »Einheit und Fortschritt« die Macht übernahm und nach dem zerstörerischen Zweiten Balkankrieg keiner der Staaten in der Region noch die Kraft für weitere Konflikte aufbrachte, wurde ein friedlicher Bevölkerungsaustausch beschlossen. Entsprechende Verträge unterzeichnete das Osmanische Reich im November 1913 in Adrianopel (Edirne) mit Bulgarien und ein Jahr später mit Griechenland. Danach sollten die Umsiedlungen zumindest formal auf freiwilliger Basis erfolgen; garantiert wurde ferner der Schutz des Eigentums durch Verkauf oder Mitnahme. Durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde die Umsetzung dieser Verträge jedoch verhindert. Als das große Völkerbringen zu Ende war, wurden die Ideen des friedlichen Bevölkerungsaustauschs wieder aufgegriffen, allerdings unter den viel schwierigeren Bedingungen der Verrohung Europas nach dem Ersten Weltkrieg.²⁰

BESSER ALS AUF DEM BALKAN kann man nirgendwo in Europa erkennen, was eine zunehmende Radikalisierung im Gefolge von langfristigen bewaffneten Konflikten anrichtet, wenn das Gewissen langsam abstumpft und an sich tabuisierte Mittel zum Einsatz kommen. Wenn die Umsiedlungen an der russisch-deutschen Front die Bevölkerung Ostpreußens innerhalb der wenigen Jahre des Ersten Weltkriegs unempfindlich machten für das Flüchtlingsschicksal,²¹ wie muss es dann erst auf dem Balkan gewesen sein, wo der Erste Weltkrieg lediglich ein weiterer in einer ganzen Reihe zerstörerischer Kriege war, die inzwischen hundert Jahre andauerten? Kein Balkanstaat wollte diesen erneuten Krieg, keiner besaß die Kraft oder die Mittel dafür, doch die europäischen Mächte ließen ihnen keine Wahl: Sie mussten sich für eine der Konfliktparteien entscheiden.²²

Der Krieg begann am 28. Juli 1914 mit dem Angriff Österreich-Ungarns auf Serbien, das mehr als ein Jahr beherrzt Widerstand leistete. Doch in den Kriegsgefangenenlagern und in den von Flüchtlingen überfüllten Städten brach eine Typhusepidemie aus, die innerhalb weniger Monate zehn Prozent der Bevölkerung hinwegraffte, darunter mindestens ein Viertel der serbischen Armee. »Das Leben war vollständig erloschen. [...] Man kam mit dem Bestatten der Toten nicht mehr



*Das Ehepaar Ludwik und Hanna Hirszfeld.
Ludwik arbeitete während des Ersten Weltkriegs als Arzt
in der serbischen Armee, Hanna war als Krankenschwester
im Einsatz auf dem Balkan.*

nach. [...] Ganze Dörfer und Städte waren entvölkert«, schrieb der polnische Immunologe Ludwik Hirszfeld, der mit seiner Frau Hanna die Serben bei der Bekämpfung der Epidemie unterstützte.

Diese verzweifelte Situation nutzten die verbündeten Armeen Österreich-Ungarns und des Deutschen Reichs im Oktober 1915 für eine neue Offensive. Die ungeschlagene serbische Armee suchte sich angesichts der Sinnlosigkeit weiterer Verteidigung nach Griechenland zurückzuziehen, wo britische und französische Truppen stationiert waren. Da ein bulgarischer Angriff den Weg nach Süden versperrte, entschied sich die serbische Führung zum Marsch durch die verschneiten albanischen Berge an die Adria. Damit begann der »serbische Leidensweg«. Der dreihunderttausend Soldaten zählenden Armee schlossen sich rund zweihunderttausend Zivilisten an. Der schwerkranke König Peter wurde auf einer Trage transportiert, die Regierung und die wichtigsten Archive wurden evakuiert, und die politische wie die intellektuelle Elite machten sich ebenfalls auf den Weg. Österreichische Luftangriffe und Überfälle der albanischen Bergbewohner, vor allem aber Frost, Regen, Hunger und Krankheiten dezimierten die Marschierenden. Die mit den Serben ziehenden Hirszfelds erklärten später, dass eine Armee und eine Nation »in den albanischen Bergen verschwanden«.



Marsch der Serben durch Albanien, 1915

den«. Der Berg Čakor erhielt damals den Beinamen »Berg des Todes«, da dort ein so kalter Wind blies, dass die Flüchtlinge im Stehen erfroren und an aufragende Eiszapfen erinnerten, schrieb Josip Jeras, ein slowenischer Freiwilliger in der serbischen Armee, in sein Tagebuch. Im Januar 1916 endete der »Marsch der erfrorenen Geister« an der Adria, wo die überlebenden hunderttausend Soldaten und sechzigtausend Zivilisten Schiffe der Entente bestiegen, die sie auf die griechische Insel Korfu brachten. Nicht weniger als fünfzehntausend Kinder waren ums Leben gekommen.

Serbien, das damals nicht viel mehr als drei Millionen Einwohner zählte, erlitt im Ersten Weltkrieg mehr Verluste an Menschenleben als alle anderen Nationen. Auch die Zahl der serbischen Flüchtlinge war – proportional gesehen – höher als überall sonst. Rund eine Million Menschen hatten ihre Häuser verlassen müssen, etwa ein Drittel der Bevölkerung. Die Besatzungsarmeen, vor allem die ungarischen Truppen, setzten an der habsburgisch-serbischen Grenze ohne Rücksicht auf das Leben der Bewohner serbische Dörfer in Brand. Nicht selten wurden Zivilisten gnadenlos ermordet, selbst wenn es sich um Untertanen Österreich-Ungarns handelte. Darüber hinaus wurden in dem vom Krieg verwüsteten und vom Typhus gebeutelten Land Massenverhaftungen durchgeführt; zehn Prozent der Bevölkerung wurden in Lager nach Bulgarien und Ungarn verschleppt und dort als Zwangsarbeiter eingesetzt. Michael R. Marrus hat formuliert, dass Serbien während des Ersten Weltkriegs »praktisch ein Volk der Flüchtlinge geworden ist«.²³

Im Schatten des Ersten Weltkriegs spielte sich auch die Tragödie der Armenier im türkischen Ostanatolien ab, die gewissermaßen den Kulminationspunkt des Kriegsgeschehens darstellt. Es gibt kein Einvernehmen darüber, ob das Massaker an der armenischen Bevölkerung zentral geplant war oder spontan erfolgte; Auseinandersetzungen hierüber wurden sogar vor französischen Gerichten ausgetragen.²⁴ Es besteht jedoch kein Zweifel, dass die türkischen Behörden mehr oder wenig absichtlich das Signal dazu gaben, als sie im März 1915 die armenischstämmigen Soldaten in der türkischen Armee entwaffneten. Dies war eine Vorsichtsmaßnahme, denn nach der Niederlage an der Kaukasusfront im Krieg gegen Russland fürchtete die türkische Regierung, dass die Armenier überlaufen könnten, schließlich kämpften aufseiten



Jan M. Piskorski

Die Verjagten

Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts

Paperback, Klappenbroschur, 432 Seiten, 12,5 x 20,0 cm

ISBN: 978-3-570-55273-5

Pantheon

Erscheinungstermin: März 2015

Das 20. Jahrhundert wird auch als Zeitalter der Vertreibungen bezeichnet. Schon bevor der Erste Weltkrieg ausbrach, wälzten sich über den Kontinent Ströme von Menschen, die vor ethnischen Verfolgungen flohen. Und noch im letzten Viertel des Jahrhunderts gab es Zwangsmigrationen, ausgelöst vor allem durch den Zusammenbruch des kommunistischen Systems. Jan M. Piskorski legt mit seinem preisgekrönten und auf breiter Quellen- und Literaturliteraturbasis geschriebenen Buch eine Geschichte dieser Vertreibungen vor. Ein leidenschaftliches, mahnendes, mitunter auch provokantes Buch, das man nicht unberührt aus der Hand legt.